

3. Weggehen und Ankommen

Das Ankommen im Migrationsland hat tiefe und präzise Spuren im Gedächtnis der Interviewpartner*innen hinterlassen. Selbst wenn dieses Ankommen schon Jahre oder Jahrzehnte zurückliegt, wird oft das genaue Datum des Ankommens erinnert, das Wetter an diesem Tag, das Körperempfinden, die Kleidung, die man getragen hat, die ersten Eindrücke und die ersten Resonanzen, die einem entgegenkamen. Dem Ankommen gehen Abschiede voraus, die in Form von Migrationsmotiven geschildert werden. Diese Abschiede beginnen nicht erst am Tag der Abreise, sie haben in der Regel einen Vorlauf an Erfahrungen, Beobachtungen, erworbenen Kompetenzen. Ich werde in diesem Kapitel zunächst versuchen, die mitgeteilten Migrationsmotive einschließlich ihrer Geschichte zu kategorisieren und deren Konsequenzen zu benennen. Anschließend stelle ich Forschungsergebnisse vor, die sich auf das Ankommen beziehen, auf das Ankommen in neuen Räumen, in politisch-administrativen Räumen wie Nationen und Kommunen, in Transiträumen und Sonderzonen. Dass diese Räume nicht bloß physikalische oder architektonische Gebilde darstellen, sondern erfüllt sind von psychosozialem Leben, machen die Migrant*innen deutlich, wenn sie die Räume des Ankommens als dynamisches, soziokulturell gegliedertes Bedeutungsgefüge beschreiben. Wie schon im vorangegangenen Kapitel (2.2.3 und 2.4.2) diskutiert, treten Migrant*innen in jeder Phase ihres Weggehens und Ankommens als Akteur*innen auf, selbst dann, wenn ihr Weggehen erzwungen ist. Der letzte Abschnitt widmet sich den von den Migrant*innen gestalteten Praktiken des Weggehens und Ankommens.

3.1 Migrationsmotive und Abschiede

3.1.1 Motive und ihre Konsequenzen

Es lassen sich zwei Arten von Migrationsmotiven unterscheiden, die allerdings nicht völlig trennscharf sind: selbstbestimmte und erzwungene Motive. Kriege, politische Verfolgung und Gewalt bezeichnen Erfahrungen, die Menschen dazu drängen, ihr Herkunftsland zu verlassen. Da die gegenständliche Untersuchung nur vereinzelt aktuelle Flüchtlinge einbezogen hat, sind es auch nur selten aktuelle Kriege, die ein Migrationsmotiv abgeben. Aber auch bei Migrant*innen, die schon lange im Migrationsland leben, waren es häufig Kriege, die sie zum Weggehen veranlasst haben.

Fatih und Dia haben aufgrund des aktuellen Krieges in Syrien ihr Land verlassen. Fatih war erst 19 Jahre, als er eines Tages dachte »man weiß nicht, ob man dort noch leben kann oder nicht, das heißt man wird tot oder so«. Er habe alleine entschieden wegzugehen. Es folgte eine Flucht mit dem Boot übers Meer, über die er zunächst sagt, er könne sich nicht daran erinnern. Später im Interview erwähnt er, er habe sich während der Überfahrt gedacht »ich kann schwimmen«. Das Nicht-Erinnern-Können an ein Ereignis, das erst ca. 3 Jahre zurückliegt und einschneidend sein Leben verändert hat, spricht für eine traumatische Erfahrung. Diese Deutung wird durch die Selbstvergewisserung, dass er schwimmen könne, unterstützt, verweist sie doch darauf, dass er die Überfahrt als lebensgefährliches Unternehmen wahrgenommen hat. Dia war von der Polizei und von Personen, die er als Schläger bezeichnet, während seiner Arbeit an einer syrischen Universität bedroht worden. Er flüchtete zunächst in die Türkei und von dort mit Schleppern über mehrere nationale Grenzen hinweg, bis er dort ankam, wo er bleiben wollte. Auch für ihn gestaltete sich die Flucht traumatisch; er spricht davon, dass er »dreimal tot gewesen« sei. Er beschreibt diese Erfahrung nicht genauer, jedoch die Umstände dieser Erfahrung: die unerträgliche Kälte, die ihn bewegungsunfähig gemacht habe sowie den reißenden Fluss, den er als Nichtschwimmer überqueren habe müssen.

Drohende Gewalt und Krieg haben auch für Mateusz und Arif die Migration erzwungen. Obschon diese Ereignisse Jahrzehnte zurückliegen, werden sie von beiden sehr genau beschrieben, was im Fall von Mateusz umso erstaunlicher ist, als er zum Zeitpunkt der Flucht erst 3,5 Jahre alt war. Seine Eltern flüchteten mit ihm, als 1982 in Polen das Kriegsrecht verhängt wurde. Die Mutter habe geweint als ihnen auf der Autobahn russische Panzer entgegen

gekommen seien. Er habe gewusst, »es ist irgendwas Außergewöhnliches« im Gange. Arifs Land war im Bürgerkrieg, als er es verließ. Die eigenen Leute hätten ihn und andere Jugendliche dazu gezwungen, an der Frontlinie Sandsäcke aufzuschichten, was sie zur Zielscheibe von Scharfschützen gemacht habe. Als ihm sein Lehrer empfohlen habe, in Deutschland zu studieren, sei er gegangen. Bei Arif mischen sich Gewalt- und Krisenerfahrungen mit Bildungswünschen als Migrationsmotive. Letztere stellen eine zweite Motivkategorie dar, die sich bei Migrant*innen aus allen drei untersuchten Regionen zeigt.

Bildung/Weiterqualifikation als Migrationsmotive lassen sich danach unterscheiden, ob man auf einem im Herkunftsland erworbenen Bildungsabschluss aufbauen will oder ob das Migrationsland Bildungschancen eröffnen soll. Nein, nicht der Wunsch nach Wohlstand sei der Grund gewesen, nach Deutschland zu kommen, sondern »was mich in erster Linie veranlasst hat, ist, mich weiter zu qualifizieren«, erklärt Arib. Er habe in Marokko bereits Germanistik studiert und wolle nun im Migrationsland promovieren. Ähnlich war es bei Anisa und Elena. Beide haben in ihren Herkunftsländern Germanistik studiert und wollten in Deutschland den Master machen bzw. promovieren. Bei Elena nahm der Migrationswunsch seinen Anfang, als sie während eines Sprachkurses im Migrationsland in einem Buchladen auf Bücher deutscher Autoren stieß: »Ein echtes Buch auf Deutsch, also wirklich in Deutschland herausgegeben, das war ein Schatz«. Sie sei mit einem Koffer voller deutscher Bücher nach Weißrussland zurückgekehrt. Alexandra und Malika erhoffen sich von ihrer Migration neue Bildungschancen. Alexandra erklärt, sie habe viel vor im Migrationsland und wolle/solle dafür kämpfen. Für Malika ist das gewählte Migrationsland »das Land, wovon ich was lerne«. Sie hat sich mit ihrer Entscheidung über Vorstellungen ihrer Familie in Marokko hinweggesetzt, die für sie eine Anlernstätigkeit bis zur späteren Heirat vorsahen.

Eine dritte Kategorie von Migrationsmotiven lässt sich mit dem Begriff Beziehung markieren. Die häufigste Variante ist, dass Frauen in ihrem Land einen Mann aus dem späteren Migrationsland kennenlernen, dass eine Liebesbeziehung entsteht, die auch bestehen bleibt als der Mann zurückkehrt und die Frauen schließlich folgen. Dieses Folgen vollzog sich meist sukzessive, zunächst kam es zu befristeten Besuchen und oft war es eine Schwangerschaft, die den Ausschlag für die Migration gab, was nicht heißt, dass die Frauen nicht eine späterer Rückkehr ins Herkunftsland im Blick behalten.

Schließlich zeichnen sich Migrationsmotive ab, denen ganz allgemein der Wunsch nach Aufbruch und Neuanfang zugrunde liegt. Dieser verbindet sich zuweilen mit der Erkenntnis, im Herkunftsland keine beruflichen Chancen zu haben wie bei Dani, die auf die Frage, warum sie Simbabwe verlassen habe, antwortet: »At least to get more opportunities, which I didn't find in my own country«. Amar betrachtet Frankreich, wohin er zunächst auswanderte, als ein »fast selbstverständliches Ziel«, wenn man aus einer französischen Kolonie wie Senegal kommt. Ihn habe »die Lust, was anderes zu sehen« und das Bedürfnis, »Experimente zu machen« motiviert. Für Lorenzo, italienischer Architekt, ist das »Nach-Draußen-Gehen« ein Lebensmotto; die Stadt Wien mit ihrer interessanten Architekturszene sei für ihn ein attraktives Draußen gewesen, dies vielleicht umso mehr, als er in Italien seine spätere österreichische Lebenspartnerin kennengelernt hatte.

Genderbezogene Aspekte äußern sich insofern, als bei männlichen Jugendlichen und Männern häufiger Krieg und Gewalt und das daraus resultierende Risiko, zum Militärdienst eingezogen zu werden, den Hintergrund für Migration bilden, während bei den Migrantinnen Beziehungs- und Bildungsmotive eine größere Rolle spielen.

Die Migrationsmotive haben Konsequenzen, je nachdem ob ihnen erzwungene oder selbstbestimmte Entscheidungen zugrunde liegen. Diese zeigten sich bereits bei den Migrationswegen, die genommen werden. Wer flüchtet, ist in der Regel auf geheime, illegale Wege angewiesen, auf denen er/sie erneut mit Gewalt und Lebensgefahren rechnen muss. Wer sein Land auf offiziellen Wegen verlassen kann, reist mit dem Flugzeug, mit Bahn oder Bus und kommt an Orten an, an denen alle Reisenden ankommen. Beide Gruppen erfahren auf ihren Wegen die Bedeutung von Nationalstaaten als Kontrollinstanzen (Lüthi, o.J.). Die einen versuchen der Kontrolle zu entgehen oder sich ihr erst dann zu stellen, wenn sie ihren Zielort erreicht haben, die anderen passieren die offiziellen Grenzkontrollen, was die Sorge, ob man passieren darf, nicht ausschließt. Unterschiede zeigen sich auch bei den Erwartungen, die das Ankommen begleiten. Während Flüchtlinge zuallererst erleichtert sind und sich meist klaglos der Verwahr- und Bestimmungsbürokratie des Migrationslandes (Eberding 2016, 149) fügen, sind Nicht-Flüchtlinge zwar darauf geworfen, sich selbst eine Unterkunft zu besorgen, sehen aber offenbar rascher die Chance, sich mit ihren Erwartungen an ein besseres Leben zu beschäftigen. Elena schildert sich als enthusiastisch als sie auf legalen Wegen das Land ihrer Wahl erreicht hatte, »weil, also neues

Land, ein bisschen so ein neuer Lebensabschnitt und das hat mir Energie gegeben«.

3.1.2 Der Anfang vom Abschied

»Wie bestimmt man genau, wann eine Geschichte anfängt? Alles hat immer schon vorher begonnen [...]«, zitiert Karlheinz Geißler den Dichter Italo Calvino (Calvino 1985 zit.n. Geißler 1994, 48). Jedes Stück Leben, so kann man dem Werk des Dichters sinngemäß entnehmen, ist verknüpft mit früheren Geschehnissen, Sphären, Personen (ebd.).

Auch das Weggehen aus einem Land hat seine Geschichte, selbst dann, wenn das Weggehen nicht freiwillig geschah so wie bei Vara, die eines Tages im Jahre 2011, während einer Theatertournee mit ihrem Ensemble ein Telegramm von ihren Eltern erhielt mit der Nachricht, in Syrien herrsche Krieg, sie solle nicht zurückkommen. Vara reiste nach Deutschland; nach einem Zwischenaufenthalt in Ungarn kam sie zurück nach Deutschland. Warum sie der Weg nach Deutschland führte, bringt sie u.a. in Verbindung mit Ereignissen, die acht Jahre zurücklagen. Sie besuchte damals im Goethe-Institut in Damaskus Deutschkurse, das ist, wie sie sagt, ihr »lange Geschichte mit Deutschland«.

Ich unterscheide drei Arten von Anfängen, die den Abschieden vorausgehen: kulturelle, soziale und materiell-technische Anfänge. Als kulturell geprägte Anfänge bezeichne ich solche Anfänge, die mit dem Erlernen der Sprache des späteren Migrationslandes zu tun haben. Dadurch wurde Interesse für Denker, Dichter, mediale Produkte aus dem jeweiligen Migrationsland geweckt, die eine stimulierende Basis für Migrationsentscheidungen darstellten. Von anderen kulturellen Anfängen erzählt Costas. Er hörte als Kind Geschichten von Gastarbeitern, die nach einem Arbeitsaufenthalt in Deutschland nach Griechenland zurückgekehrt waren; ihre Geschichten erzählten von positiven Erfahrungen (»they only remembered the good stuff«), die seine Aufmerksamkeit auf Deutschland gelenkt hätten. Während die geschilderten Anfänge auf ein bestimmtes Migrationsland abstellten, war es bei Nala das erfahrene Lebensmodell in Uganda, durch das sie territoriale Mobilität als selbstverständliche Bewegung im Raum erfahren hat. Sie wuchs in einer Nomadenfamilie auf, die ihre Lebens- und Arbeitsorte immer wieder wechselte z.B. dann, wenn die Kühe keine Nahrung mehr an einem Ort fanden, wenn Krankheiten an einem Ort auftauchten oder wenn die Nachbarn aufbrachen, denn keine Familie konnte alleine überleben.

Sozial geprägte Anfänge hängen mit temporärer oder langfristiger Migration von Menschen aus der allernächsten Umgebung, meist aus der eigenen Familie, zusammen. Die Hälfte ihrer Tanten wohne im Ausland, berichtet Vara. Im Sommer seien diese Tanten zu Besuch nach Syrien gekommen und sie hätten »Geschichten und Geschenke« mitgebracht. Vara beeindruckte die Mobilität der Tanten als Kind, so dass bei ihr der Wunsch entstanden sei, »ich wollte auch das probieren«. Später dann sei der Besuch des Goethe-Instituts dazu gekommen, das ihr Herz für Deutschland geöffnet habe. Anisas gesamte Familiengeschichte ist von territorialer Mobilität geprägt. Sie widmet den familialen Wanderungsbewegungen, die sich über Mauritius, Réunion (Insel im Indischen Ozean, die zu Frankreich gehört) und Indien erstreckten, eine lange Passage im Interview, in der sie auch erzählt, dass in der Familie aufgrund der vielfachen territorialen Verankerung fünf Sprachen gesprochen worden seien: Französisch, Englisch, Gujarati, Urdu und Kreol. Im Rückblick bilanziert sie: »Wir kamen in Berührung schon in unserem jungen Alter mit Leuten verschiedener Religionen, aus verschiedenen Kulturen, mit verschiedener Hautfarbe, aus verschiedenen sozialen Schichten [...]«. Anisa ist erkennbar stolz auf diese Geschichte; ihr Weggehen ist kein Ausscheren, sondern ein weiteres Puzzle, das sich in die Familiengeschichte fügt.

Als Beispiel für materiell-technisch geprägte Anfänge dient die Erzählung von Ron, die er gleich zu Beginn des Interviews als Grund für seine Migration nennt. Es sei das schwarze robuste Fahrrad des Großvaters gewesen, das als deutsches Fahrrad galt und eine hohe Wertschätzung in seinem Dorf in Kamerun genoss. Die Botschaft, die von diesem Fahrrad ausging, lautete: »Wenn man Qualität braucht, muss man sich an Deutschland annähern«. Genau das habe er gemacht, als er sich für ein Ingenieurstudium in Deutschland entschieden habe. Später habe sich herausgestellt, dass es ein holländisches Fahrrad gewesen sei, aber inzwischen habe sich seine Begeisterung schon auf das Auto, Marke Mercedes, gerichtet. Auch für andere, ausschließlich männliche Migranten hat diese Automarke Sehnsüchte geweckt, die die Migrationsentscheidungen flankiert haben. Nicht zufällig so scheint mir, wird in mehreren Interviews der erste Blick am Flughafen oder Bahnhof betont, der auf lange Reihen von Taxis der Marke Mercedes fiel.

3.2 Ankommen im Raum

Migrant*innen verlassen Räume, durchqueren Räume, pendeln zwischen Räumen und kommen in Räumen an. In diesem Abschnitt richtet sich das Erkenntnisinteresse auf das Ankommen im Raum. Was aber sind Räume? Georg Simmel hat mit der Vorstellung gebrochen, Räume seien ausschließlich eine physikalische Tatsache. Nicht der »geografische Umfang von so und so vielen Quadratmeilen« (Simmel 1922, 460) bilde, so Simmel, ein Reich, »sondern das tun die psychologischen Kräfte, die die Bewohner eines solchen Gebiets von einem herrschenden Mittelpunkt her politisch zusammenhalten« (ebd.). Räume seien ein Resultat der Seelentätigkeit, eine Art, »an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden« (Simmel 1983, 222).

Nach Rudolf Maresch und Niels Weber, die zwischen harten (materiellen) und weichen (immateriellen) Raumbegriffen unterscheiden, zählt Simmels Raumbegriff als weicher Raumbegriff (Maresch/Weber 2002, 13). Sie bringen mit dem hybriden Raum einen dritten Raumbegriff ins Spiel, der Räume als physikalisch-kulturelle Mischungen beschreibt (ebd.).

Im Zuge von Globalisierung und transnationalen Prozessen sind die räumlichen Dimensionen unseres Alltags nach Gabriela Muri Koller in globale Netzwerke des Handels, der Produktion, der Migration und der Kommunikation eingebettet (Koller 2013, 19). Hier interessieren die räumlichen Dimensionen von Migration, die sich im Wechselspiel mit den anderen genannten Netzwerken befinden. Migration bedeutet »Bewegung im Raum« (Corsten/Bohler 2010, 7). Es ist eine Bewegung im Sinne einer räumlichen Distanzierung vom bisherigen Alltag und die Annäherung an einen anderen Alltag, der oft so anders ist, dass die Worte fehlen, ihn zu beschreiben: »Fremdheit überall«, kann Arib nur sagen zu dem, was er sieht, als er am Frankfurter Bahnhof ankam.

Das Aufeinandertreffen verschiedener kultureller Muster im Zuge von Migration erfordert eine Modifikation des Simmel'schen Raumbegriffs, der die Entstehung von Räumen an die Bedingungen psychosozialer Einheitlichkeit knüpft. Diese sind durch Migration für alle Beteiligten erschüttert. Migrationskritiker betrachten diese Erschütterung als Bedrohung für das vermeintlich einheitliche Sozial- und Kulturgefüge des Ankunftslandes. Sie sehen nicht oder wollen nicht sehen, dass diese Erschütterung die Möglichkeit zu einem neuen vielfältigen Gefüge enthält, das unterschiedliche

Formen des Mitienanders ermöglicht und einen aktiv gestalteten Prozess der Annäherung erfordert.

Das Anders- und Fremdsein haftet nach Geißler allen Anfangssituationen an (Geißler 1994, 49); er spricht ausdrücklich von Situationen, weil sich Prozesse abspielen, Interessen im Spiel sind und Emotionen evoziert werden (ebd.). Das Spezifische dieser Anfangssituationen besteht für Migrant*innen darin, dass es kein Zurück für sie gibt bzw. geben soll, dass es für sie nicht um einen zeitlich begrenzten Aufenthalt geht, dass es nicht immer, aber oft kein allmähliches Annähern gab, dass sie häufig alleine ankommen und ganz auf sich selbst geworfen sind.

Im Folgenden geht es um ein Ankommen im Sinne des Eintreffens im Migrationsland, um die ersten Stunden, die ersten Eindrücke und um die folgenden Wochen, wo und wie sie verbracht werden.

Julya Rabinowich thematisiert noch einen anderen Begriff von Ankommen. Dieses bedeutet für sie,

»dass man, wenn man durch die Straßen einer Stadt geht, diese Straßen so gut kennt wie seine Wohnung, dass man sie blind abgehen kann und weiß, wo man sich befindet [...], dass man weiß, welche Art von Leuten man in welchen Lokalen trifft, dass man versteht, was angedeutet, aber nicht ausgesprochen wird [...]. Solange man auf der Schwelle steht, (ist man) nicht angekommen« (Rabinowich 2014, 58).

Ankommen heißt demnach dazugehören, mitreden, kritisieren dürfen, mitgestalten. Die Interviews der gegenständlichen Studie lassen Zweifel zu, ob es für Migrant*innen diese Art des Ankommens jemals gibt oder ob sie nicht immer auf der Schwelle stehen bzw. abwechselnd auf der Schwelle stehen und diese überschreiten. Das muss nicht zwangsläufig als Mangel, als Ausgeschlossenheit empfunden werden. Es war Homi K. Bhabha (s. 2.1.3), der die Schwelle als räumliches Symbol des Dritten Raums beschrieben hat, aus dem neue hybride Lebensformen jenseits von Macht und Hierarchie hervorgehen können (Bhabha 2012, 68).

3.2.1 Transiträume und Sonderzonen

Migration als Bewegung im Raum hat eine Richtung (Hannerz 1997, 5; Waldenfels 1985, 189); manchmal ist das Ziel ein anderer Kontinent, ein anderes Land, eine andere Stadt. Im Fall von Flucht ist ungewiss, ob die Richtung eingehalten werden kann oder ob nationale oder transnationale Vereinbarungen

die Richtung blockieren. Fatih kam nach und blieb in Deutschland. Sein Ziel sei Schweden gewesen, wo sein Bruder lebte. Aber, so berichtet er: »Deutschland hat gesagt, du bleibst bei uns!«. Er sah keine Möglichkeit sich zu widersetzen, da er davon ausging: »Da gibt's kein Land, die uns wollen«.

Menschen, die eingeladen werden oder an einem akademischen Austauschprogramm teilnehmen, kommen dagegen an den angepeilten Orten an. Zunächst sind das Transiträume wie Flughäfen und Bahnhöfe; es handelt sich um weithin sichtbare repräsentative Gebäude, die für das Ankommen geschaffen worden waren und den Ankommenden das Gefühl geben, ankommen zu dürfen. Farid war es ein Bedürfnis zu betonen, dass er an einem solchen Ort angekommen war: »I am lucky, because I didn't coming by running or with a boat, or something wrong with my coming, because I coming normal by plane [...]«. Farid beginnt mit dieser Aussage das Interview und gibt damit seinem Ankommen den Charakter des Normalen und Erlaubten. Doch auf diese Normalität fiel bereits in den ersten Stunden des Ankommens ein Schatten. Als er bei der Passkontrolle gefragt wurde, woher er komme und er – mit einem Lächeln – darauf verwies, er habe einen syrischen Pass vorgelegt. »Don't joke with me«, sei die Antwort gewesen. Diese Antwort kann eine Reaktion auf eine als Kritik empfundene Bemerkung gewesen sein oder auch ein Signal, dass einer, der in dieses Land will, nicht in der Position ist, mit jemandem einen Joke zu machen, der sich ihm als übergeordnet betrachtet.

Die Art des Empfangs ist zentral dafür, ob man sich als willkommen fühlt oder nicht. Farid relativiert die erfahrene Zurechtweisung, indem er sich sagt, er habe sich mit dem falschen Mann einen Joke erlaubt, womit er auch selbst ein Stück Verantwortung für den fehlgeschlagenen Empfang übernimmt. Malika, die befürchtet hatte, von ihrer Gastfamilie nicht erkannt zu werden, erinnert sich: »Das war soo toll, dass sie mich gesehen und auch erkannt haben. Ich kann das nie vergessen [...]«. Die Relevanz der winkenden Gastfamilie am Flughafen ist auch vor dem Hintergrund zu bewerten, dass sich am Vorabend der Abreise von Malika die gesamte Familie, 30 Personen, im Haus ihrer Eltern in Marokko versammelt hatte, um sich von ihr zu verabschieden, was den Stellenwert von Familie in Malikas Leben dokumentiert. Von der neuen Familie am Flughafen erkannt und empfangen zu werden, begründete einen Anfang, der nachhaltig das Verhältnis zwischen Malika und ihrer Gastfamilie prägte. Es gibt Gegenbeispiele: die Kontaktperson, die nicht angetroffen wird, kein Empfang, verstörende Situationen. Mir scheint, dass solche Ver-

störungen ebenfalls nachwirken, dass sie das Ankommen über Jahre hinweg erschweren.

Eine andere Art von Empfang stellt die Anfangssituation dar, die Arib als »Kulturschock« bezeichnet. Es sind nicht einzelne Menschen, die nicht da sind oder einen nicht willkommen heißen, es ist die Gesamtheit einer Situation, in der man sich nicht mehr zu bewegen weiß. Arib durchquerte vom Frankfurter Bahnhof aus mehrmals zu Fuß und mit seinem Koffer in der Hand die Stadt auf der Suche nach einer Bleibe. S-Bahn und Touristeninfo als Transportmittel bzw. als Unterkunftsvermittlung waren ihm aus der Stadt Marrakesch, in der er bislang gelebt hatte, nicht bekannt. Komme man in Marokko an einem Bahnhof an, so werde man von Menschen angesprochen, die ein Hotel vermitteln. Alexandra kannte das Wort »Gleise« nicht und so begannen ihre Irrwege bereits auf dem Bremer Bahnhof, wo ihre Anreise aus Griechenland endete. Sie setzten sich in Berlin fort, wo sie mit der S-Bahn zweimal in die verkehrte Richtung fuhr.

So kompliziert sich die ersten Wege auch gestalten, es bleiben eigene Wege. Flüchtlinge oder Asylsuchende dagegen können ihren Aufenthalt bis zur Entscheidung über ihren Status nicht selbst bestimmen; sie werden untergebracht: in Heimen, Auffanglagern oder Zelten. Markus Dauss bezeichnet diese Orte als Sonderzonen (Dauss 2016, 88), die daran erkennbar sind, dass es oft provisorische oder zweckentfremdete Bauten sind, die sich in einem prekären Zustand befinden, die an der Peripherie von Dörfern und Städten liegen, abgegrenzt von anderen Wohnvierteln und von Sicherheitspersonal kontrolliert werden. Menschen in Sonderzonen lassen sich, so Dauss, leichter administrativ erfassen, adressieren und distribuieren (a.a.O., 89). Es geht aus seiner Sicht aber auch darum, Menschen, die einen Statuswechsel vollziehen, von der umgebenden Gesellschaft zu separieren, sie zu grenzwertigen Personen zu machen (a.a.O., 91).

Fatih lebte ein Jahr lang in einer Sonderzone, konkret in einem Zelt, zusammen mit 120 Personen. Er beschreibt den Aufenthalt dort zusammengefasst wie folgt: keine Wände, vollkommene Transparenz, kein Schulbesuch, keine Kochmöglichkeiten, keine Arbeitserlaubnis, kein Kontakt zu deutschen Menschen, ab 22 Uhr kein elektrisches Licht. Fatih verschweigt seinen Eltern in Syrien dieses Zelt. Er habe gelogen und gesagt, er wohne in einem Haus mit einem eigenen Zimmer.

Räume, in denen Migrant*innen ankommen wie Flughäfen oder Bahnhöfe, aber auch Sonderzonen, in denen Flüchtlinge verweilen müssen bis über ihre Asylanträge entschieden ist, lassen sich mit Foucault als Heterotopien

bezeichnen (Foucault 1992, 39ff.). Heterotopien sind Gegenplatzierungen und Widerlager innerhalb und zugleich außerhalb einer Gesellschaft; sie repräsentieren die Haltungen und Strukturen der jeweiligen Gesellschaft und stellen sie zugleich in Frage. Foucault unterscheidet zwischen Krisen- und Abweichungsheterotopien (a.a.O., 40). In Krisenheterotopien sind Menschen anzutreffen, die sich im Verhältnis zur Gesellschaft in einem Krisenzustand befinden; in Abweichungsheterotopien Menschen, die von der Norm abweichen (ebd.). Ob auf legalem Weg ins Migrationsland oder illegal (an)gekommen, in beiden Fällen bewegen sich Migrant*innen/Flüchtlinge sowohl in Krisen- als auch in Abweichungsheterotopien. Schon die Konfrontation mit neuartigen Lebensweisen an den jeweiligen Ankunftsorten, die Erfahrung, dass bisherige Kommunikationsmuster versagen, nicht mehr die eigene Sprache sprechen zu können, macht diese Orte zu Krisenheterotopien. Die Separierung der Menschen in Sonderzonen, die dort herrschende fremdbestimmte Ordnung, das Erscheinungsbild dieser Orte, das sie auf der untersten Stufe der Raumhierarchie ansiedelt, verstärkt die Krisenerfahrung. Dass man nicht der Norm entspricht, findet seinen Ausdruck in abgrenzenden Kollektivbezeichnungen. Egal, ob man im Herkunftsland Schulleiterin, Abiturient, Uniassistent war, man wird als Migrant*in oder Asylsuchende(r) wahrgenommen und nur noch als das¹. Abweichungsheterotopien fordern eine Entindividualisierung.

Räume sind, so Bernhard Waldenfels, »niemals bloß formaler Bestandteil eines praktischen Projekts«, sondern zählen als »Fundus der Befindlichkeit, aus dem wir ständig schöpfen« (Waldenfels 1985, 184). Das gilt auch für Menschen, die in einem anderen Land angekommen sind und dieses Land als neuen Lebens- und Arbeitsort betrachten wollen. Wie sehr die räumlichen Kontexte, in denen sie ankommen, die sie durchlaufen, in denen sie bleiben müssen oder die sie sich selbst schaffen ihre Befindlichkeit beeinflusst, im negativen wie im positiven Sinn, geht aus den Interviews deutlich hervor. Dia z.B. vereinbart den Interviewtermin mit mir so, dass er mich in seiner eigenen neuen Wohnung empfangen kann. Stolz erzählt er, wie er sich Möbel besorgt hat; er zeigt mir das Zimmer, das er für seinen Sohn vorbereitet hat, den Pandabären auf dem Bett. Die Bedeutung, die er der eigenen Wohnung

1 Dieser Gedanke knüpft an einem Satz von Marguerite Duras an, der sich auf Mörder bezieht und lautet: »Und wenn man ein Mörder geworden ist, ist man nur noch das, nichts anderes mehr« (Duras 1989, 138).

beimisst, äußert sich auch darin, dass er sie per Handykamera seiner Schwester in Syrien präsentiert (Eberding 2016, 151). Dia hat mit seiner Wohnung einen Raum, an dem er verweilen kann so lange wie er will, von dem aus er sich in verschiedene Richtungen bewegen kann und an den er zurückkehren kann (Waldenfels 1985, 196), wodurch die Wohnung zu einem stabilisierenden Faktor wird.

Räume sind nie fertig, nie abgeschlossen, lautet eine These von Gabriela Muri Koller (Koller 2013, 27). Auf das Unfertige und die Gestaltbarkeit von Räumen hebt auch Foucault ab, wenn er Heterotopien als Widerlager kennzeichnet, in denen sich Neuartiges entwickeln kann, das bisherige Normen erodieren lässt, das die Abweichung in ihr Gegenteil verkehren kann und die Krise zu einer schöpferischen Kraft macht. In einem solchen Ansatz steckt Hoffnung und die Aufforderung zum Handeln.

3.2.2 Erste Blicke, Ereignisse, Resonanzen

Ankunftsräume sind, wie die Beschreibung von Transiträumen und Sonderzonen bereits zeigte, keine leeren Behälter, sondern soziokulturell gefüllte und gegliederte Räume (Waldenfels 1985, 196). Es ist nicht nur so, dass Räume gesellschaftliche Codes materialisieren, die materiellen Gegebenheiten prägen ihrerseits die körperlichen Bewegungen, die Gedanken und Gefühle. Sie können willkommen heißen, verwirren oder Scham erzeugen wie bei Fatih, der das Zelt, in dem er untergebracht war, seinen Eltern gegenüber verschwieg. Räume verkörpern ein Gemisch aus materiellen, sozialen, kulturellen, ökonomischen Faktoren, das sich permanent verändert, auch durch die ankommenden Migrant*innen/Flüchtlinge und die Resonanzen, die deren Ankommen hervorruft.

Dieser Abschnitt widmet sich den sozialen und emotionalen Dimensionen des Ankommens im Raum, das als Anfangssituation analysiert werden soll. Der erste Blick ist wesentlich in einer Anfangssituation, weil er versucht, das Wesentliche dieser Situation zu erfassen (Eckstein 1937, 138; Schachtner 1999, 130), um Orientierung und Handlungsfähigkeit zu gewinnen. Der erste Blick ist von zweierlei geprägt: erstens von Selektionspraktiken, die sich aus Vorerfahrungen und Erwartungen speisen und zweitens von dem, was das Gegenüber ausdrückt (Eckstein 1937, 125ff.), welche Resonanzen der/die Ankommende auslöst.

Schnee und keine Kühe

Ron, der aus Kamerun mit dem Flugzeug anreiste, brachte eine hohe Wertschätzung für Autos der Marke Mercedes mit. Es überrascht nicht, dass in seiner Erzählung über die Anfangssituation am Flughafen Taxis mit Mercedesstern im Mittelpunkt stehen. Sein erster Blick hat ausgewählt; er fiel auf das, was er kannte und schätzte und ihm vielleicht das Gefühl gegeben hat, das richtige Land gewählt zu haben. Aber dann gab es einen Bruch. Er hatte erwartet, wie in Kamerun den Preis für die Taxifahrt mit dem Fahrer aushandeln zu können; das ging nicht. Fiel der erste Blick bei Ron auf Objekte, die für ihn schon immer interessant waren, so kann der erste Blick auch auf etwas fallen, was einem bisher unbekannt war. Für Lila, die aus Uganda kam, war es der Schnee, der sie bei ihrer Ankunft im Migrationsland am meisten beeindruckt hat. Sie erzählt: »Oh, mein Gott, Schnee, Schnee, Schnee! Es war lustig. Ich habe nie in meinem Leben Schnee gesehen«. Sie bat den Freund, der sie vom Flughafen abgeholt hatte, anzuhalten: »Stopp, ich muss den Schnee mit meinen Händen wirklich, das Gefühl – es war sehr schön«. So aufregend Lila's erste Begegnung mit Schnee war, so wenig aufregend war das Dorf, in dem sie später ankam: »Es war langweilig, ruhig, sehr ruhig«. Erste Blicke sind von Ambivalenzen durchzogen, von widersprüchlichen Gefühlen, so wie auch bei Chiara, deren erster Eindruck von der »schönen Stadt« im Migrationsland, in der alles sauber ist und alles funktioniert, geprägt ist, aber wenig später entdeckt sie, was sie als Kehrseite wahrnimmt: die strikte, zu strikte Ordnung und die Priorität der Verbote in der schönen Stadt.

Das Besondere, das der erste Blick identifiziert, ergibt sich aus Vergleichen, die angestellt werden. Lila empfand das Dorf, in dem sie ankam, deshalb als langweilig, weil sie es mit Dörfern in Uganda verglich, wo es »total laut« sei, wo die Straßen mit Menschen und Autos gefüllt seien. Arib erlebte auf dem Frankfurter Bahnhof, wie erwähnt, einen Kulturschock, weil er diesen Ort mit einem Platz in Marrakesch verglich, wo alles anders sei: »Es dampft, es sind Feuerschlucker da, es sind Schlangenbeschwörer da, es sind Musiker da, es sind Essenskarren da«. Nala empfand es als etwas Besonderes, ja, als etwas Unvorstellbares, dass sie bei ihrer Ankunft auf dem Flughafen keine Kühe auf den Wiesen rund um den Flughafen sah. Kühe waren aus ihrem nomadischen Leben in Uganda nicht wegzudenken; sie lieferten Nahrung, die getrockneten Kuhfladen dienten als Brennmaterial und am Abend lagerten die Kinder zwischen den von der Weide zurückgekehrten schlafenden Kühen und lauschten den Geschichten der Erwachsenen. Die Existenz

von Kühen war eng mit ihrem körperlichen und emotionalen Wohlbefinden verknüpft.

Während die geschilderten Vergleiche, die das Besondere des neuen Ortes begründen, auf das Fehlen von etwas abheben, rückt der folgende Vergleich etwas ins Zentrum des ersten Eindrucks, das Elena bisher so nicht kannte: die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft bei der Ankunft am neuen Ort. Elena war überrascht, wieviel Unterstützung sie erhielt. Es hätten ihr in den ersten Tagen die Wangen wehgetan vom Lächeln, »weil ich ständig gelächelt habe« als Reaktion auf die erfahrene Freundlichkeit.

Schon die ersten Blicke verweisen auf die emotionale Dimension des Ankommens und bestätigen die These von Ann Brooks und Ruth Simpson, die Migrationserfahrungen als »intensely emotive event in people's lives« (Brooks/Simpson 2013, 158) schildern. Geißler betont ein spezifisches Bündel von Emotionserfahrungen, die er als typisch für Anfangssituationen betrachtet, was von den Ergebnissen der Studie »Transnational leben« bestätigt wird: Gefühle des Isoliert- und Getrenntseins (Geißler 1994, 28). Sie rührten daher, dass eingespielte Verhaltensweisen und Routinen des Alltags nicht mehr gelten, da alles unsicher geworden sei. Der Boden schwanke (ebd.). So muss sich Arib am Frankfurter Bahnhof gefühlt haben, als er feststellte »Fremdheit überall«. Sein Schema habe versagt, wie er es ausdrückt. Dani empfand in den ersten Tagen ihre Umgebung in einer deutschen Großstadt als einschüchternd, weil sie sich sprachlich nicht vermitteln konnte. Sie, die aus der Millionenstadt Harare kam, wagte sich nicht aus dem Haus. »I couldn't get out and go to shops because I just didn't know how to say ›I want to buy bread‹« schildert sie ihre Anfangsphase. Alexandra empfand Einsamkeit, weil sie nicht spüren konnte, »welches Gefühl haben die Leute, die neben mir sind«. Sie vermisste dieses Gespür, weil sie verstehen wollte z.B. was andere von ihr wollen. Anders als in ihrem Herkunftsland Griechenland konnte sie plötzlich die Zeichen und Worte nicht mehr deuten, die ihr etwas über die Befindlichkeit der Anderen gesagt hätten. Sie habe das als ihr Defizit am Arbeitsplatz erlebt.

Auf dem schwankenden Boden der Verunsicherung und des Getrenntseins passieren nicht selten Dinge, die noch mehr verunsichern, beschämen, das Gefühl geben, alleine zu sein. Bei Rogers geschah es kurz nach seiner Ankunft aus Uganda. Er hatte seinen Rucksack im Auto des Vaters seiner Freundin vergessen. Als er ihn holen wollte, rannte er gegen die Glastüre: »Ich habe meine Zähne gebrochen. In den ersten Minuten«. Er habe sich schlecht gefühlt, sein Mund sei ohne Zähne »so groß« gewesen. In diesem Zustand konn-

te er wohl nicht den guten Eindruck auf die Eltern seiner deutschen Freundin machen, wie er es sich vermutlich gewünscht hat. Aber er hatte Glück. Durch die Krankenversicherung, die die Eltern für ihn abgeschlossen hatten, konnte er sich einer Zahnbehandlung unterziehen, für Rogers etwas Außergewöhnliches. In Uganda hätte er mit den gebrochenen Zähnen leben müssen, nur Präsidenten und Minister könnten sich einen Zahnarzt leisten. Während er auf dem Behandlungsstuhl saß, sei ein »Präsidentengefühl« in ihm aufgestiegen.

Die ersten Blicke und die sie begleitenden Gefühle und Handlungsversuche stehen zum einen unter dem Einfluss der eigenen Geschichte und der sie prägenden Alltagsroutinen, Vorerfahrungen und gewachsenen Erwartungen an das Migrationsland und zum andern unter dem Einfluss des Gegenübers.

»Du sowieso als Araber [...]«

Die Rolle des Gegenübers lässt sich anhand der Bedeutung von Resonanz für das menschliche Subjekt bestimmen. »Subjekt und Welt (nehmen) erst aus der Beziehung heraus Gestalt an«, stellt Hartmut Rosa unter Bezug auf Martin Buber fest (Buber nach Rosa 2016, 440). Dem von Buber eingeführten »dialogischen Prinzip« liege die Auffassung zugrunde, dass der Mensch auf ein Du hin geschaffen sei. Es bestimme ihn als resonanzbedürftig und als resonanzfähig. Resonanzerfahrungen gewinnen umso mehr an Bedeutung, wenn Menschen mit neuen Wertquellen in Berührung kommen, die sie etwas angehen (a.a.O., 291). Das Ankommen in neuen Räumen, wie es Migrant*innen erleben, konfrontiert mit Wertquellen, die erwartete und erhoffte Bezugspunkte darstellen, aber auch Zweifel und Ängste evozieren. Migrant*innen müssen sich fragen, weil es lebensentscheidend für sie ist, ob sie sich verständlich machen können, ob sie akzeptiert werden, ob sie auf Sympathie stoßen, ob sie sich auf andere verlassen können, ob sie aufgenommen und eingelassen werden (Geißler 1994, 37). Es geht nicht nur um das Ankommen-Wollen, sondern auch um das Ankommen-Lassen (Dauss 2016, 95).

Angesichts dessen, was sie oft aufs Spiel gesetzt haben, die familiäre Nähe, ihr Vermögen, ihr Leben ist bei Migrant*innen/Flüchtlingen mit einer geschärften Sensibilität für Resonanzen in den Räumen des Ankommens zu rechnen. Dies erklärt, weshalb sie lange zurückliegende Resonanzerfahrungen so genau schildern; die positiven Erfahrungen kommen im Interview schneller als die negativ erlebten. Welche und wie Resonanzerfahrungen angesprochen werden, steht in Zusammenhang mit der geopolitischen Her-

kunft und mit dem politischen Bewusstsein. Migrant*innen aus dem europäischen Ausland äußern sich durchwegs kritischer über das jeweilige Migrationsland als Migrant*innen aus afrikanischen und arabischen Ländern, wofür sowohl der Anlass zur Migration als auch koloniale Erfahrungen eine Rolle spielen könnten. Politisches Bewusstsein, das auf Menschenrechte, auf Selbstbestimmung und freie Meinungsäußerung setzt, fördert die Identifikation und das Benennen fragwürdiger Resonanzen. Mateusz erinnert sich an Erfahrungen, die er mit 3 $\frac{1}{2}$ Jahren an dem Ort des Auffanglagers, in dem er zusammen mit seinen Eltern ein Jahr lebte, gemacht hat. Der Wirt an diesem Ort, Mateusz erinnert den Namen des Wirtes und den des Gasthauses, habe mit seinen Eltern Freundschaft geschlossen und sogar die polnische Sprache erlernt. Als er diesen Mann nach Jahren zusammen mit seinen Eltern besucht habe, habe er sie »ganz laut auf Polnisch« begrüßt und er fährt fort »sie können sich vorstellen, wie die Reaktion des Stammtisches war«. Für Mateusz steht diese Freundschaft, so interpretiere ich, für erfahrene Anerkennung, zu der sich der Wirt auch gegen möglicherweise andersdenkende Mitglieder des Stammtisches bekannte. Auch Malika berichtet von Anerkennungserfahrungen, die sie darin sieht, dass sie in ihrer Gastfamilie ihre Gebetszeiten als Muslima einhalten konnte, dass ihre Essensgewohnheiten respektiert wurden z.B. während des Ramadans. Es ist, als ob die Geste des Winkens am Flughafen (s.3.2.1) als Akzeptieren des Anderen im Alltag seine Fortsetzung findet. In beiden Beispielen hat sich die Anerkennung dessen, was Migrant*innen als das Eigene mitbringen und für das Gegenüber im Migrationsland das Andere ist, als positive Resonanz im Gedächtnis eingeprägt.

Das Andere kann aber auch zum Stein des Anstoßes werden. Amar berichtet davon, dass er sich in der ersten Zeit in Deutschland auf der Straße »ständig beobachtet fühlte wegen seines Andersseins«. Er sei ausgelacht worden, man habe mit dem Finger auf ihn gezeigt und gerufen: »Guck mal da, guck mal da, ein Schwarzer!«. Irgendwann sei er von fünf jungen Menschen körperlich angegriffen worden. Jaro berichtet, dass er als Serbe im Migrationsland angefeindet worden sei. Die Serben seien während des Kriegs im ehemaligen Jugoslawien aus der Sicht der Deutschen »die Bösen« gewesen. Anina, die nach ihrer Flucht aus Algerien an einer französischen Universität zu studieren begonnen hatte, fühlte sich von einer Dozentin diskriminiert. Anina, die, wie sie erzählte, aus einer feministischen Familie kommt, hatte von klein auf gelernt, für ihre Rechte zu kämpfen. Sie stellte die Dozentin zur Rede. Die Antwort sei ein »Spruch so nach dem Motto« gewesen: »Du sowie so als Araber, dass du überhaupt gedacht hast, einen Hochschulabschluss zu

machen. Eigentlich dürftest du an diese Uni reinkommen nur, um den Boden zu putzen«. Das sei der Auslöser für sie gewesen, Frankreich zu verlassen. Auffallend oft berichten Migrant*innen von leidvollen Erfahrungen bis hin zu Gewalt in Partnerschaften und Ehen mit Männern aus dem Migrationsland. Nabou sagt über eine solche Ehe: »Ich hab' Schmerzen gehabt [...], die mir nie in meinem Leben vergehen«.

Die Resonanzbedürftigkeit des Menschen hat auch, wie diese letzten Beispiele zeigen, eine prekäre Seite; Resonanzen können ausbleiben oder sich als Angriff erweisen. Das bringt die davon Betroffenen in eine Situation, aus der sie sich befreien müssten, aber oft nicht wissen wie. Das Schwanken des Bodens verstärkt sich. Die Folge können Krankheiten sein. Fatih ist eines Tages bewusstlos geworden als er mit seiner Verschiebung von Lager zu Lager nicht mehr zurechtgekommen ist. Es sei »ganz schlimm« gewesen: »Ich habe nicht gewusst, was mit mir passiert«. Daria erkrankte an einer Depression. Sie habe drei Monate nicht mehr aufstehen können. Inwieweit die Depression mit mangelnden oder kränkenden Resonanzen zu tun hat, ist offen. Da sie selbst im Zusammenhang mit ihrer Erkrankung Schwierigkeiten mit der Sprache erwähnt, könnte dies auf gestörte Resonanzbeziehungen hindeuten, da die Sprache ein konstitutives Element von Resonanz bildet.

Es gibt andere Beispiele, in denen Migrant*innen für ein Ankommen-Lassen im Migrationsland kämpfen. Amar etwa, schrieb nach dem erfahrenen körperlichen Angriff an die Politiker seiner Stadt sowie an die Polizei einen Brief, in dem er forderte: »Ich möchte mich frei bewegen können ohne Angst. Ich sage, das ist Aufgabe der Polizei, das ist Aufgabe der Stadt sicherzustellen, dass ich mein Recht auf freie Bewegung (habe)«.

Erdar und Jaro haben sich als Jugendliche mit deutschen Jugendlichen Schlägereien geliefert, wenn sie von diesen wegen ihrer nationalen Herkunft gehänselt oder beleidigt worden waren. Lara wagte den Widerstand im Kreisverwaltungsreferat angesichts bürokratischer Hürden, die ihr ungerechtfertigt erschienen waren. Sie berichtet: »Das ganze Gespräch, die ganze Schreierei konnte man von draußen hören. Am Ende hat sie (die Sachbearbeiterin, d.A.) das akzeptiert und das war aber wirklich äußerst kompliziert alles«. Nabou erkämpfte sich gewissermaßen eine positive Resonanz, nachdem sie ein Mann an einer Bushaltestelle sexistisch belästigt hatte. Sie interpretierte »Schwarze Frau ist leicht zum Kriegen«. Sie forderte den Mann heraus: »Jetzt reden wir von Mensch zu Mensch. Nehmen sie die Hautfarbe weg [...]. Ich sitze im selben Boot, ich geh' arbeiten, ich zahle meine Steuern, ich besitze die österreichische Staatsbürgerschaft«. Sie verkehrte damit die Fremddefi-

dition, die sie zur Anderen machte, der man respektlos begegnen darf, in ihr Gegenteil. Und noch mehr: Sie fotografierte sein Nummernschild und erklärte: »Sehen Sie, das nächste Mal, wenn es nochmal passiert, kriegen Sie eine Anzeige und dann treffen wir uns vor Gericht«. Der Mann entschuldigte sich.

Es stellt sich die Frage, wie man/frau zur(m) Kämpfer(in) wird. Gemeinsam ist denen, die sich herabsetzende Resonanzen nicht gefallen lassen, ein stabiles Selbstwertgefühl, resultierend aus einer wertschätzenden Erziehung, aus dem Bildungsstand, aus der Kenntnis von Menschenrechten oder aus erfolgreich bestandenen Krisen im Verlauf der eigenen Migrationsgeschichte.

3.3 Praktiken des Weggehens und Ankommens

Weggehen und Ankommen ist nichts, was einem einfach geschieht, selbst dann nicht, wenn man zum Weggehen gedrängt oder gezwungen wurde. Es müssen immer auch Entscheidungen getroffen werden, es muss überlegt, geplant, organisiert werden, man muss sich körperlich in Bewegung setzen und sich interaktiv in den Ankunftsräumen positionieren. Theoretische Ansätze von Norbert Elias und Pierre Bourdieu eignen sich dazu, das Weggehen und Ankommen als Handlungsakte zu analysieren.

Migrant*innen sind, folgt man Elias, wie alle Menschen von Anfang an in Figurationen eingebunden, die aus sozialen Beziehungen (Elias 1991, 12) und ich füge hinzu, aus Beziehungen zu Dingen, Tieren, Landschaften bestehen (Schroer 2008, 375). Diese Figurationen begründen sich in der Angewiesenheit der Menschen aufeinander (Elias 1991, 12) sowie in der Angewiesenheit auf nicht-menschliche Wesen und Objekte, woraus sich Abhängigkeiten ergeben, die zur Entwicklung von Interdependenzketten führen. Interdependenzen sind nach Treibel das Kernstück dessen, was Elias als Figuration bezeichnet (Treibel 2008, 70). Die Art und Weise der wechselseitigen Abhängigkeiten und Angewiesenheiten, die auch Machtbeziehungen und Statusunterschiede einschließt, gibt den Figurationen ihre spezifische Gestalt (a.a.O., 46). Elias charakterisiert mit dem Begriff Figuration die plurale Existenz des Menschen (a.a.O., 46). Eingebunden und sozialisiert in Verflechtungszusammenhänge(n), bilden sich Habitusformen, womit ich einen Begriff von Bourdieu (1987, 97) aufgreife. Weder Bourdieu noch Elias stellen einen solchen Zusammenhang her, aber mir erscheint er logisch. Habitusformen sind Bourdieu zufolge »Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die als strukturierende Strukturen fungieren d.h. als Erzeugungs- und Ordnungs-

grundlagen für Praktiken und Vorstellungen« (ebd.). Ähnlich wie Elias richtet Bourdieu seinen Blick auf Strukturen, während sich aber Elias auf die Analyse dieser Strukturen konzentriert, interessieren Bourdieu auch die diesen Strukturen entspringenden Praktiken. Habitusformen dienen nach Bourdieu der Erzeugung von Praktiken, die stets in den historischen und sozialen Grenzen ihrer Erzeugung liegen (a.a.O., 103). Die von Bourdieu behauptete Gebundenheit von Praktiken an ihren Erzeugungskontext markiert eine Herausforderung für die Untersuchung migrantischer Lebenswelten.

Migrant*innen haben, wie erwähnt, in ihren Herkunftsländern in Figurationen gelebt und in der Auseinandersetzung mit diesen Figurationen Habitusformen ausgebildet. Aber diese Figurationen relativieren sich im Zuge des Weggehens und mit ihnen die vertrauten Habitusformen. Es ist anzunehmen, dass zunächst keine neuen Formen zur Verfügung stehen und Migrant*innen deshalb weiterhin die biografisch erworbenen Habitusformen als Handlungsressource zu nutzen versuchen. Einen Hinweis dafür sehe ich in den Vergleichen, die sie bei ihrer Ankunft zwischen den neuen Eindrücken und den vertrauten Bildern aus dem Herkunftsland anstellen. Aber sie erfahren, die Leistungsfähigkeit der bisherigen Habitusformen als Orientierungs- und Handlungsressource schwindet. Diese Erfahrung beherrscht die Anfangssituation im Migrationsland und erklärt, warum diese Situation oft nur mit vagen Begriffen wie »alles fremd«, »alles anders« beschrieben wird. Migrant*innen/Flüchtlinge stehen vor der Aufgabe, sich neu einzuflechten in unbekannte Interdependenzketten und sie handelnd mitzugestalten (Yildiz E. 2007, 39f.).

In der Studie »Transnational leben« zeigen sich Praktiken des Ankommens und Weggehens, die ich als transformative Praktiken bezeichne. Sie knüpfen an bisherigen Interdependenzen an, ohne sie einfach zu übernehmen, sie verändern sie vielmehr, erweitern sie und statten sie mit neuen Bedeutungsfacetten aus. Sie sind bezogen auf Dinge, Objekte, Geschichten, Phänomene, die mitgebracht oder neu erworben wurden und stets zwischen Herkunfts- und Migrationsland vermitteln. Zu den mitgebrachten Dingen zählen Essen, Kleidung, Kultur- und Naturdinge. Alexandra bringt Bergtee, Oregano, Olivenöl aus Griechenland mit, Arif Thymianpaste und Salbei aus dem Libanon und Lila Trockenfisch aus Uganda. Auch ihre Schwester fordert Lila auf, Trockenfisch bei einem Besuch mitzubringen, was ihr so wichtig ist, dass sie der Schwester droht: »Wenn Du keinen Fisch mitbringst, dann kommst Du nicht. Dann hole ich Dich nicht vom Flughafen ab«. Lara bringt von ihren Urlauben im Herkunftsland Spanien »normalerweise« einen Koffer voller Essen mit. Die Verwendung der mitgebrachten Nahrungsmit-

tel beim Kochen bedeutet, mit diesen Nahrungsmitteln auch Erinnerungen an Geschmack, Geruch, soziale Situationen körperlich-sinnlich in sich aufzunehmen. Von Lila allerdings war zu erfahren, dass sie den mitgebrachten Trockenfisch nicht essen, sondern nur anschauen will. Sie lege ihn auf den Teller und schaue ihn an, was ihr ein »Supergefühl« gebe. Man kann nur vermuten, dass der Anblick des Fisches ugandische Szenen und Erlebnisse in ihr wachruft, die das Supergefühl auslösen.

Zu den Kulturdingen zähle ich Kleidung, Gebrauchs- und Kultobjekte. Malika brachte aus Marokko einen Kaftan, dunkelblau mit Blumen, mit, den sie zu ihrem Geburtstag trug. Hamzo kauft bei Aufenthalt in seinem Herkunftsland Mosambik Kleidung für sich und seine Kinder. Er transportiert mit diesen Kleidungsstücken die vertraute Buntheit der Farben ins Migrationsland und freut sich, wie gut die Farben auf der dunklen Haut aussehen. Sie symbolisierten ein Stück seiner Identität genauso wie das mitgebrachte silberne Weinglas, das vielleicht nicht schön sei, aber ein ihm wichtiges Geschenk. In Nabous Wohnung sind dunkle Holzskulpturen, offenkundig afrikanischen Ursprungs, zu sehen. Darauf angesprochen, sagt sie: »Das ist mein Symbol. Wenn ich das habe, fühle ich mich, ich bin wie zuhause halt«. Diese Antwort lässt sowohl die Deutung zu, dass sie durch diese Kultobjekte zurückschickt wird in ihr Herkunftsland als auch die Deutung, dass die Integration der Objekte in ihre gegenwärtige Wohnung diese zu ihrem Zuhause macht.

Naturdinge in Gestalt von Muscheln und Holz, die sie an griechischen Stränden gesammelt habe, sind neben den Nahrungsmitteln die Mitbringsel von Alexandra. Sie bewahre sie in einem geschlossenen Glas auf und wenn sie dieses öffne, rieche es nach Meer. So bleibt sie über den Geruch mit dem Meer verbunden, das ihr so fehle. Zugleich werden die mitgebrachten Dinge durch die Aufbewahrung in einem Glas neu kontextualisiert.

Es werden in den Interviews aber auch Praktiken des Weggehens und Ankommens genannt, durch die Dinge neu erworben oder als neue Bezugspunkte gewählt werden. Dia hat einen Pandabären und Lederhosen gekauft. Diese Dinge sollen zwischen ihm und seinem Sohn vermitteln, der infolge einer Scheidung nicht bei ihm lebt; sie vermitteln zugleich zwischen dem neuen Lebenskontext und den Lebensgeschichten von Vater und Sohn, die in einem anderen Kontext begonnen haben. Jasmins Praktiken des Weggehens und Ankommens bestehen im Erwandern des neuen Raums; sie wandert täglich an einem Fluß entlang mit Blick auf die den Migrationsort umgebenden Berge. Beides ist ihr aus dem Iran bekannt. Wandernd schiebt sie zwei Lebenskontexte ineinander; der eine ist physikalisch und anfassbar vorhanden, der

andere in ihrer Imagination. Luca orientierte seine Praktiken an Katzen; wie sie beobachtete er in der Anfangsphase, wie Menschen im Migrationsland miteinander umgehen, ehe er sich diesen Menschen öffnete und mit ihnen kommunizierte. Nicht zufällig hat er sich als Lernobjekte Katzen ausgesucht; das Verhalten von Katzen war ihm vertraut, mit Katzen sei er in Serbien aufgewachsen.

Abb. 3: Die Katze als Modell (Luca, 44 Jahre)



Ich bezeichne die geschilderten Praktiken des Weggehens und Ankommens als transformative Praktiken, weil sie Dinge und Objekte aus einem anderen Land mit anderen Dingen an anderen Orten in Beziehung setzen, ja, vermischen z.B. beim Kochen, weil diese Dinge in neue Szenen eingeschleust werden und darin eine neue Wirkkraft entfalten. So ist denkbar, dass die in einer deutschen Schule getragenen bunten Hemden, eine Provokation darstellen, die sich in Bewunderung oder in Spott ausdrücken kann. Die mitgebrachten Dinge können sich sogar in etwas Anderes verwandeln; Lila's Trockenfisch etwa verwandelt sich von einem Nahrungsmittel in ein Anschau-

ungsobjekt. Selbst Praktiken, die auf den ersten Blick nur auf Objekte im Migrationsland verweisen wie der Pandabär, die Lederhose, der Fluss, die Berge, die Katze sind oder werden verwoben mit der Biografie von Migrant*innen und schließen insofern an unterschiedlichen lebensweltlichen Figuren an. Sie markieren einen Übergang.

Sowohl die Praktiken des Weggehens und Ankommens als auch die Objekte, die für diese Praktiken eine Rolle spielen, können mit Donald W. Winnicott als Übergangsobjekte und Übergangsphänomene bezeichnet werden. Übergangsobjekte und -phänomene dienen dazu, innere und äußere Wirklichkeit zueinander in Beziehung zu setzen (Winnicott 1973, 23). Im Fall von Migration besteht die äußere Wirklichkeit aus den sozialen und ökologischen Szenarien des Herkunfts- und Migrationslandes und die innere Wirklichkeit aus Gedanken, Gefühlen, Orientierungen, Erinnerungen, Selbstentwürfen. Übergangsobjekte und -phänomene konstituieren einen intermediären Raum, anders gesagt, ein Gemenge von äußeren Ein- und inneren Abdrücken, von Vertrautem und Unvertrautem, von Bekanntem und Fremdem (Schroer 2008, 362). Intermediäre Räume sind der Ort, an dem sich nach Winnicott das Selbst konstituiert (Winnicott 1973, 78): Er beschreibt diese Leistung von Übergangsobjekten und -phänomenen mit Blick auf die kindliche Entwicklung zwischen dem 4. und 12. Lebensmonat (a.a.O., 13). Er weist jedoch darauf hin, dass Übergangsobjekte und -phänomene immer wieder im Leben aufgerufen werden können, weil kein Mensch frei sei von dem Druck, innere und äußere Realität in Beziehung zu setzen (a.a.O., 23). In Übergangssituationen wie sie Migration darstellt, verstärkt sich dieser Druck (Habermas/Paha 2002, 12). Die Herstellung eines intermediären Raums mittels Übergangsobjekten entlastet von diesem Druck (Winnicott 1973, 23) und bereitet zugleich neue soziokulturelle und soziomaterielle Verflechtungen vor.

Praktiken des Weggehens und Ankommens, unter deren Regie Objekte zu Übergangsobjekten werden, stellen auf Sichtbares ab. Sie machen dem handelnden Subjekt etwas sichtbar und sie machen Anderen etwas sichtbar. Das Auge spielt bei der Entwicklung dieser Praktiken eine wichtige Rolle, nach Reichertz sogar die entscheidende Rolle (Reichertz 2017, 362). Ich sehe auch andere Sinne im Spiel bei der Entwicklung transformativer Praktiken z.B. den Tastsinn in Gestalt der Hände, die über die Holzskulpturen streichen oder die Muscheln anfassen, den Geschmackssinn, wenn die mitgebrachten Dinge gegessen werden, den Geruchssinn, wenn der Meeresduft aus dem geöffneten, mit Muscheln gefüllten Glas aufsteigt. Transformative Praktiken sind zudem von Gefühlen flankiert z.B. von der Freude über die bunten Hemden, vom

Stolz, der beim Tragen des Kaftans empfunden wird, von Sehnsucht beim Anblick des Fisches.

Transformative Praktiken, Übergangsobjekte und -phänomene sind nicht nur in der allerersten Phase des Ankommens von Bedeutung, sondern über Monate, Jahre, Jahrzehnte hinweg; was dafür spricht, dass das Weggehen und Ankommen nie abgeschlossen ist, dass es immer wieder neu durchlebt wird und gestaltet werden muss. Das heißt auch, dass Interdependenzen nichts Statisches sind, sondern sich wandeln (Treibel 2008, 14) und mit ihnen die Habitusformen, was Elias in seinem Ansatz einkalkuliert im Unterschied zu Bourdieu, der ihnen einen tendenziell statischen Charakter gibt.

Eine Sorte von Übergangsobjekten und damit in Verbindung stehenden transformativen Praktiken blieb in diesem Kapitel unerwähnt: Medien. Auch Medien und mediale Praktiken haben eine wichtige Funktion für die Verschränkung von bisherigen und neuen Lebenswelten wie bereits in dem Abschnitt zur Medienforschung (2.3) angesprochen und bezogen auf das empirische Material dieser Studie in einem späteren Kapitel (5) dargestellt wird.

